



Rede von Sabine Bräuning, gehalten bei der Esslinger Premiere der WLB-Jubiläumsinszenierung „Kabale und Liebe“, am 21. September 2019 im Schauspielhaus

Sehr geehrte Damen und Herren, liebes Publikum!

In der Spielzeit 1919/20, so lese ich in den Annalen der Württembergischen Landesbühne, spielt die damals noch so genannte Schwäbische Volksbühne 264 Vorstellungen an

256 Tagen. Gegeben werden 20 unterschiedliche Stücke an 27 verschiedenen Orten.

264 Vorstellungen. An 256 Tagen.

In den Jahren 1919/1920.

Der Erste Weltkrieg war gerade vorüber, in Ulm, so lese ich, gab es zu dieser Zeit Hungertumulte mit Toten und Verletzten, das ganze Land war im Umbruch, die Demokratie brüchig und Ernst Martin, der erste Intendant der Volksbühne, schreibt:

"... es war im Winter 1919-20 bitterkalt und fast nirgends gab es Kohlen. Das stundenlange Reisen in den ungeheizten Zügen war auch wirklich kein Vergnügen, die ungeheizten Gasthöfe waren ebenfalls kein beneidenswerter Aufenthalt und es war nur ein Glück, daß in den meisten Fällen die Studier- und Probierlokale ebensowenig geheizt waren, so daß die Mitglieder vor jähen Temperaturwechseln bewahrt blieben."

Aha.

Es waren, finde ich an anderer Stelle, 11 Schauspieler und 9 Schauspielerinnen, die auf diese Weise – vor Temperaturwechseln bewahrt – das Schwabenland hinauf und hinunterreisten und 264 Vorstellungen an 256 Tagen spielten.

Weiter Ernst Martin:

"Erwärmt wurden sie nur durch die Begeisterung und prachtvolle Hingabe, mit der sie Abend für Abend ihr Bestes gaben."

Erstaunlich.

An anderer Stelle lese ich von der "Sehnsucht der Schauspieler nach einer stehenden Wohnung" – "fast jede Nacht in anderem Bett in unpersönlichen Hotelzimmern", lese ich da.

Die "Sehnsucht nach einer stehenden Wohnung" bedeutet also:

Die Spieler hatten nicht nur kein stehendes Theater – die Volksbühne war ja noch nicht in Esslingen verankert – sondern auch kein stehendes Zuhause. Sie übernachteten an den jeweiligen Spielorten.

264 Vorstellungen – also ...

Spielen am Abend, Übernachten in ungeheizten Hotels und Gasthöfen, Proben tagsüber für das nächste Stück in ungeheizten Proberäumen, Fahren zum nächsten Ort in ungeheizten Zügen und so immer weiter 256 Tage lang ... erwärmt nur durch "ihre prachtvolle Hingabe".

Respekt.

Natürlich lässt sich viel Zeit sparen, wenn Schauspieler kein Privatleben haben, keinen Privatraum, keinen Ort, der ihnen gehört, an den sie sich zurückziehen können, weder an den Spielorten noch sonst. Und wenn es dazu noch kalt ist, dann ist es doch das Beste, man arbeitet. An 20 Stücken. Für 27 Städte. An 256 Tagen.

Über die positiven Seiten des Wanderlebens lese ich bei einem Theaterwissenschaftler (Schauspieler wurden damals wahrscheinlich nicht befragt)

"Die Gelegenheit, sich mit immer verändernden Raumverhältnissen abzufinden, verschafft dem Darsteller mit der Zeit große Spielsicherheit."

Ad eins.

Und ad zwei:

"Da das Repertoire der Wanderbühne stets aufs sorgsamste ausgewählt wird, bleibt er (der Mime, die Mimin) fast ganz davor verschont, sich mit dem Tagesschund irgendwie zu befassen."

Schund. Dem Wort begegnet man häufiger. Damals. Heute wieder. Es gibt ja immer wieder die, die zu wissen glauben, WIE und WORAUS die wahre

Theaterkunst beschaffen sein müsste, nämlich ihrer Meinung nach vor allem "in schöner Ausstattung und künstlerisch auf der Höhe".

Und dann lese ich:

"Daß bei dieser wirklich aufreibenden Tätigkeit das Personal nicht lange bei der Bühne bleiben kann, versteht sich von selbst. Nur ganz widerstandsfähige Naturen halten einen solchen Betrieb länger als ein oder zwei Jahre aus."

Rumms.

Die Erschöpfung des Personals war also von vorneherein einkalkuliert.

"Die Fundamente eines künstlerischen Theaters", sagt Max Reinhardt, "sind Arbeit und Freude".

Ja. Und das ist das Glück und der Pferdefuß unseres Berufsstandes. Die FREUDE an unserem Beruf macht uns "ausbeutbar". Denn ich zweifle nicht daran, dass die Darsteller in den Anfängen der Volksbühne glücklich waren, abends gemeinsam auf der Bühne zu stehen. Gerade in diesen desaströsen Zeiten.

Auch wenn sie wenig bis nichts verdient haben.

"So ist die kulturelle Wanderbühne", ich lese weiter in den Annalen, "so ist die kulturelle Wanderbühne ein schöpferisches Instrument, das eine große Aufgabe zu lösen hat, zu der wahrlich die Besten gerade gut genug sind."

Ja ... möchte ich sagen ... ja.

Aber auch da wird es gefährlich. Denn wir sind alle anfällig für Lobhudelei und umso größer, gewaltiger und schöner die Begriffe, umso kleiner meist das Salär. Der Lohn.

Und die Anerkennung.

Im Theaterlexikon von Günter Rühle, dem Standardwerk "Theater in Deutschland" mit 1519 Seiten kommt der Begriff der Landesbühne nicht vor.

„Die Besten sind gerade gut genug“

Aber – so etwas wie Karriere kann man an einer Landesbühne ganz offensichtlich auch nicht machen, denn die meisten Schauspieler, die es Wert

erscheinen, in den Annalen der Landesbühne namentlich erwähnt zu werden, haben es woanders geschafft, nicht hier. Nicht in Esslingen. Ich finde die Namen von Gustav Fröhlich, Attila Hörbiger, oder später Robert Atzorn und Nina Hoss.

Seltsam. Man schmückt sich mit Namen, die mit der Landesbühne eigentlich wenig zu tun hatten, außer dass sie woanders berühmt wurden.

Denk ich an die Landesbühne bei Nacht ... oder auch bei Tag ..., dann denke ich an Horst Thaler, an Ernst Sprech, Klaus Lerm, Kulle Wendolin, Peter-Jochen Kemmer, ich denke an Ingeborg Stüber, Isa Schlubach, Rudi Schulz und an meine Vorbilder, Ursula Hastedt und ganz besonders Helga Bauer. Ich denke an die Schauspielerinnen und Schauspieler, die große Erfolge HIER gefeiert und der Landesbühne über viele Jahre die Treue gehalten haben.

Wenn ich heute auf die Landesbühne angesprochen werde, höre ich oft: Ihr seid ja so ein tolles Ensemble.

Ja, sage ich dann, ja, das stimmt, und denke gleichzeitig an all die Querelen, die uns so untereinander im Alltag umtreiben.

Aber es stimmt tatsächlich und ist wohl meine wichtigste Esslingen-Erfahrung: Ich habe das Anfang der 80er Jahre im Kinder- und Jugendtheater in seiner allerbesten Form erlebt und erlebe es heute wieder:

Man kann als Einzelner an einer Landesbühne vielleicht keine Karriere machen, (nicht im ursprünglichen Sinn, dann muss man gehen) aber man kann es gemeinsam, man kann es als Truppe.

Max Reinhard schreibt:

„... das Theater ist in Truppen entstanden, und die Truppe ist zugleich sein höchstes Ziel.“

Er verfolgt den Gedanken eines Orchesters, der Zusammenklang verschiedener Spieler.

Das bedeute:

- jeder kenne die Vorzüge und Schwächen des anderen,
- jeder, auch wenn er die kleinste Rolle spiele, habe seinen Lebensraum und werde respektiert, und
- es sei EIN künstlerischer Wille, der alle zu ernsthafter Arbeit verbinde.

Ich würde sagen: Es braucht Schauspieler, die sowohl durchstarten, als auch sich zurücknehmen können. Die etwas zu sagen haben, aber auch zuhören.

Als ich vor 33 Jahren als junge Schauspielerin nach Esslingen kam, habe ich hier meinen späteren Mann, den Landvermesser und Schauspieler Reinhold Ohngemach kennengelernt. Wir spielten ein Liebespaar und aus dem Spiel wurde Wirklichkeit.

Wir hatten Glück. Denn wir leben in einer Demokratie, die, um an einem Theater zu arbeiten, um überhaupt hier leben zu dürfen, nicht nach Religionszugehörigkeit oder Nationalität fragt. Allerdings werden die Bestrebungen, diese Freiheiten zu beschneiden, massiver.

Vor 92 Jahren, in der Spielzeit 1927/28, kam auch eine junge Schauspielerin nach Esslingen, um hier ein Engagement anzutreten. Sie hieß Meta Wolff. Sie spielte Shakespeare, Schiller und Klabund. Und sie lernte den ehemaligen Seemann und Schauspieler Joachim Gottschalk kennen und verliebte sich in ihn. Sie heirateten, bekamen ein Kind und der Weg führte sie über Halbestadt und Frankfurt nach Berlin. Aber Meta Wolff war Jüdin und hatte ab 1933 – das ging ganz schnell – Auftrittsverbot. Joachim Gottschalks Verhältnisse galten jetzt als „jüdisch versippt“. Versippt – ein Begriff, der in mancher Weise auch heute wieder Zugang in unsere Sprache sucht.

Während Meta Gottschalk sich immer mehr zurückzog, schaffte es ihr Mann trotz aller Widerstände Karriere im deutschen Filmgeschäft zu machen. Er war vorübergehend DER bestbezahlte deutsche Filmschauspieler. Bis seine Frau, die ausnahmsweise zu einer UFA-Premiere mitgekommen war, Goebbels begegnete und er ihr, ohne zu wissen, wer da vor ihm stand, einen Handkuss gab.

Einer Jüdin.

Das hat er nicht verziehen.

Die Deportation von Meta Wolff und ihrem Sohn Michael wird umgehend angeordnet.

In dieser ausweglosen Situation nimmt das Ehepaar gemeinsam mit dem Jungen Veronal. Und als Joachim Gottschalk den Gashahn aufgedreht hat und darauf wartet, dass das Veronal auch bei ihm zu wirken beginnt, schreibt er im Abschiedsbrief an seine Mutter: "Meta und der Junge schlafen schon."

Es ist die Nacht auf den 7. November 1941.

Die beiden haben sich hier kennengelernt, in der Esslinger Zehntscheuer, haben Schiller und Goethe und Klabund gespielt. Keinen Schund.

Theater und gesellschaftliche Realität, brüchig und gefährdet.
Und ganz eng beieinander.

Und so übergebe ich an meine Kolleginnen und Kollegen auf der Bühne, an Luise und Ferdinand, an die Kabale, und an die Liebe.

Vielen Dank.